Nr. 89. XXXII. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 18. Februar 1903.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Frankreich, Deutschland und die macedonische Frage.

(Von unserem Korrespondenten.)

△ Paris, 16. Februar.

In der „Politischen Wochenschau" vom gestrigen Sonntag ist darauf hingewiesen worden, daß Herr Delcassé versucht, mit Hilfe der macedonischen Frage zwischen Deutschland und Oesterreich Zwietracht zu säen. Alles in der Tat berechtigt zu der Ansicht, daß der kleine Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Rolle der Eris zu spielen wünscht, die den goldenen Zankapfel unter die Hochzeitsgäste des Pelaus wirft.

Die ersten Anzeichen dieser Pläne fand man in dem Gelbbuche, das vor etwa vierzehn Tagen veröffentlicht wurde. Man ersah aus diesen Dokumenten mit einiger Ueberraschung, daß Herr Delcassé in der macedonischen Frage ein ungewöhnliche Tätigkeit entwickelt, dem türkischen Gesandten gegenüber eine sehr scharfe Sprache geführt und sich mit Rußland und Oesterreich durch einen eifrigen Gedankenaustausch ins Einvernehmen gesetzt hatte. Dann erschienen plötzlich im „Figaro" zwei Telegramme, von denen das eine angeblich von der türkischen Grenze, das andere aus Sofia stammte und in denen höchst alarmierend die „türkische Mobilisation" gemeldet wurde.... Und als zugleich von türkischer und deutscher Seite diese Alarmnachrichten mit mehr oder weniger Bestimmtheit dementiert wurden, hieß es im „Figaro" und in einigen anderen vom Ministerium des Aeußeren inspirierten Blättern, Deutschland schütze und stütze den Sultan, und Deutschland suche das „europäische Konzert" zu vereiteln, das allein den Frieden auf dem Balkan erhalten und garantieren könne.

Mit diesen taktischen Operationen und Manövern sucht Herr Delcassé anscheinend zweierlei zu erreichen. Zunächst will er, wie in der „Politischen Wochenschau" ausgeführt worden, „Oesterreich in eine aktive Balkanpolitik verstricken, um es in einen Gegensatz zu Deutschland zu bringen, das, nach Herrn Delcassés Annahme, an die Pforte gefesselt bleibt". Er hat — begünstigt durch den Thronwechsel in Italien und durch gewisse, anscheinend harmlose Zwischenfälle, von denen erst später einmal die Rede sein wird — in seiner Italienpolitik billige Lorbeeren einheimsen können und möchte nun, durch den Erfolg ermutigt, den Dreibund an einer anderen Stelle lockern. Dann aber hofft er auch ganz einfach die Aufmerksamkeit von seinem Vertrage mit Siam abzulenken, den die Kammer noch immer nicht genehmigt hat, und durch ein etwas energisches Vorgehen gegen den Sultan die Gunst der parlamentarischen Parteien wieder zu gewinnen.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er das Terrain geschickt gewählt hat. Seit der Niedermetzelung der Armenier überbieten sich alle Parteien in Frankreich in Schmähungen an die Adresse des „Sultan rouge" (des blutigen Sultans). Dreyfusards und Antidreyfusards, Konservative und Radikale, Nationalisten und Sozialisten vereinigen sich in dem Hasse gegen die türkische Herrschaft. Der Konservative Denys Cochin, der Sozialist und Dreyfusard Pierre Quillard, der Melinist Leroy-Beaulieu und andere haben sich aus der Agitation gegen den „Massakreur", gegen den „Mörder der Armenier", eine Spezialität und eine Lebensaufgabe gemacht. Und man hat gestern, bei dem großen Meeting im „Château d'Eau", Francis de Pressensé, den Leiter der „Aurore" neben Leroy-Beaulieu auf dem Podium gesehen und Jaurès nach Denys Cochin sprechen hören. Und Denys Cochin hat seine Rede mit den Worten einleiten dürfen: „Ein Wunder vollzieht sich heute — alle Franzosen, ohne Unterschied der Parteien, vereinigen sich zum Schutze der Gerechtigkeit und Humanität."

In mehr als einer der Reden, die im „Château d'Eau" vor einer sehr gemischten, aber von gleichem Enthusiasmus erfüllten Menge gehalten wurden, findet man Sätze, die gegen die deutsche Politik gemünzt scheinen. Der ehemalige Delegierte bei der Haager Konferenz, d'Estournelles de Constant, sprach von einem „Schweigen", das der Sultan zu erkaufen wisse, und von dem „Antagonismus der großen Mächte". Jaurès verlangte, daß Frankreich bei den anderen Völkern anpoche und die eingeschlummerten Gewissen aufwecke". d'Estournelles de Constant und Jaurès sind die beiden Vorkämpfer einer Aussöhnung mit Deutschland. Sie gehorchen ganz anderen Eingebungen als Herr Delcassé, aber man sieht, wie sehr der französische Minister des Aeußeren bei der Verfolgung seiner kleinen Pläne sich auf die öffentliche Meinung und die Führer aller Parteien stützen kann.

Es muß bei dieser Gelegenheit konstatiert werden, daß die Taten der deutschen Diplomatie in keiner Weise geeignet sind, die von einigen Franzosen, wie Jaurès und d'Estournelles, begonnene Versöhnungspolitik zu kräftigen. Es mag der deutschen Diplomatie an der Kräftigung dieser Versöhnungspolitik nichts liegen — ich enthalte mich jeden Urteils und konstatiere einfach die Tatsachen. Eine Tatsache ist es, daß Deutschlands Vorgehen in dem Venezuela-Konflikt hier — wie in anderen Ländern — auch von den Freunden einer „Annäherung" sehr unsanft kritisiert worden ist. Man rede nicht über Mißgunst und Neid — man erinnere sich, daß die öffentliche Meinung in Frankreich auch Herrn Delcassé, als er wegen der Geldforderungen Lorandos und Tubinis die Flotte nach Kreta sandte, zu einem schnellen Rückzuge zwang. Die Franzosen, die sich gern in der Rolle der „letzten Ritter" gefallen, rümpften bei den Nachrichten aus Venezuela die Nase. Sollte es Herrn Delcassé gelingen, im weiteren Verlaufe der macedonischen Ereignisse die Meinung zu befestigen, daß Deutschland dem „Sultan rouge" wohlwollend beistehe, so wird in Frankreich die Abneigung gegen Deutschland noch um einige Grade zunehmen.

Im „Matin" ist vor einigen Tagen ein Artikel „La Haine" — „der Haß" — erschienen, den Herr Stéphane Lauzanne, der Chefredakteur des Blattes, verfaßt hat. Herr Lauzanne ist der Neffe des verstorbenen „Times"-Korrespondenten Blowitz, er ist von Blowitz — als der Nachrichtenaustausch zwischen der „Times" und dem „Matin" vermittelt wurde — zum „Matin" gebracht worden und betreibt im „Matin" im Interesse einer französisch-englischen Verständigung die Deutschenhetze. In dem Artikel „La Haine" spricht er von dem Hasse, den Deutschland überall und besonders in England erweckt habe, und versteigt sich zu Sätzen, die dramatisch klingen sollen und höchst komisch wirken. „Sie" — nämlich Wilhelm I. und Bismarck — „haben Deutschland, indem sie es prüfsifizierten, die Sympathie geraubt, die einst seine ernste Wissenschaft und seine bescheidene Arbeitsamkeit umgab; sie haben München sein Kunstszepter und Weimar seine Dichterkrone genommen; sie haben aus dem Schoße anscheinend milder Sitten tausend barbarische Leidenschaften hervorbrechen lassen. ..." Herr Stéphane Lauzanne spricht es nicht aus, aber es ist sonnenklar: er will Wilhelm I. und Bismarck beschuldigen, Goethe und Schiller gemordet zu haben.

Es lohnt nicht, sich bei solchen Ergüssen auch nur eine Minute lang aufzuhalten. Sie sind höchstens interessant, weil sie wieder einmal beweisen, daß es außerhalb der nationalistischen und der eigentlich chauvinistischen Kreise, in Frankreich Elemente gibt, die fortgesetzt zugleich die englischen Interessen vertreten, um der von einigen Verständigen angebahnten Annäherung an Deutschland entgegenzuarbeiten. Die macedonische Frage, in der auch die Verständigen hier gegen jeden, der dem Sultan Liebesdienste zu erweisen schiene, Stellung nehmen müßten, kommt ihnen ungeheuer gelegen. Diese Elemente würden jubeln, wenn Deutschland um anderer Vorteile willen noch einmal die Rolle des Türkenbeschützers spielen wollte, Herr Delcassé aber, der sich als Diplomat das laute Jubeln nicht gestatten darf, würde behaglich lächeln.

Die Allianz mit Deutschland vor dem englischen Unterhause.

Die Debatte des englischen Unterhauses über die Thronrede gestaltete sich in noch höherem Maße als die des Oberhauses zu einer Debatte über die englisch-deutsche Allianz im Venezuela-Streit. Aus London wird darüber telegraphiert:

Bei der Beratung über die Adresse weist zunächst Campbell-Bannerman darauf hin, daß in der Thronrede nicht Deutschland mit Bezug auf die venezolanische Frage erwähnt wird, und führt dann aus: Wenn es in England Leute gibt, welche meinen, wir dürften uns unter keinen Umständen mit Deutschland verbinden, so kann ich einer solchen Ansicht nicht beipflichten. (Beifall.) Niemand kann der Tatsache blind gegenüberstehen, daß in den letzten Jahren eine heftige Handelsrivalität zwischen den beiden Ländern geherrscht hat, daß der starke Antagonismus in einigen Kreisen sich bis zur Antipathie gesteigert und in einem Teile der Presse zu verleumderischer Beschimpfung unseres Landes geführt hat. Sollen wir unser Temperament siegen lassen über unsere besseren Eigenschaften und mit gleichen Waffen antworten? Der einzig angezeigte Weg ist der, der Rivalität mit größerer Tätigkeit und Intelligenz zu begegnen, die Antipathie dadurch niederzuzwingen, daß wir zwar unsere eigenen Interessen wahren, dabei aber sorgsam darauf bedacht sind, dem Nachbar Mäßigung und Freundschaft zu zeigen und Beschimpfungen mit Verachtung zu strafen. (Beifall.)

Redner erklärt dann weiter, er habe gegen das unlösbare Band, in welches das Abkommen mit Deutschland England knüpfte, Einspruch erhoben und auch gegen die Zusage der Regierung, daß sie, obwohl sie doch die Ausdehnung der deutschen Forderungen nicht kannte, von dem Abkommen nicht abgehen wolle, es sei denn infolge gemeinsamer Verständigung; er habe ein enges Zusammenwirken mit Deutschland in einer solchen Angelegenheit bekämpft, erstens weil Deutschlands Hand, wenn sie kräftig sei, besonders rauh sei, und England mit einer empfindlichen Situation rechnen mußte; und zweitens, weil der auch von ihm als richtig empfundene Eindruck geherrscht habe, daß Deutschland der von den Vereinigten Staaten so leidenschaftlich aufrechterhaltenen Lehre von dem Vorrechte der Nichteinmischung nicht so günstig gegenüberstehe wie England. Redner bittet schließlich um Auskunft bezüglich der Zuckerkonvention und bezüglich der Lage der Dinge in Macedonien, im Somaliande und in Westafrika.

In seiner Erwiderung erklärt Balfour bezüglich der Zuckerkonvention, daß sie nach Ansicht der Regierung die Meistbegünstigungsklausel nicht berühre. Die russische Regierung habe eine andere Ansicht gehabt. England habe daher die Kündigung des Handelsvertrages angeboten. Seines Wissens habe die russische Regierung jetzt erklärt, da sie ihre besondere Ansicht habe, betrachte sie die Angelegenheit gegenwärtig nur als eine akademische Frage. Die Stellung der Regierung bezüglich des Prämienzuckers aus den Kolonien sei vollkommen klar. Die übrigen Mächte seien ersucht worden, eine Erklärung abzugeben, wenn sie eine von der der britischen Regierung abweichende Meinung hätten. Eine solche abweichende Meinung sei aber nicht zu erkennen gegeben worden. Die Regierung habe die fremden Regierungen ebenfalls davon in Kenntnis gesetzt, daß sie nicht beabsichtige, die Angelegenheit vor der Brüsseler Kommission verhandeln zu lassen, und daß, wenn sie darüber verhandeln lassen wollten, es vollkommen klar sei, daß sie kein Mittel haben würden, uns zu etwas zu zwingen, was, wie wir ihnen offen erklärt haben, wir nicht zu tun beabsichtigten. Balfour geht sodann auf die Reise Chamberlains nach Südafrika über und sagt, die Regierung vertrete vollkommen die von Chamberlain erklärten allgemeinen politischen Grundsätze.

Die macedonische Frage habe seit vielen Jahren alle Staaten in Europa beunruhigt. Oesterreich-Ungarn und Rußland seien besonders dazu befähigt, die Führung bei der Lösung des Problems zu übernehmen, da sie den größten Einfluß auf die übrigen Balkanstaaten hätten. Was in diesem Gebiete fehle, sei nicht eine sorgfältig ausgearbeitete Konstitution, sondern eine starke, tatkräftige Regierung, welche die Anfangselemente einer guten Verwaltung in Macedonien einführe.

Gegenüber der Kritik Campbell Bannermans bezüglich der venezolanischen Frage führt Balfour aus, die deutsche Regierung habe die deutschen erstklassigen Forderungen sorgsam geprüft und als zu Recht bestehend anerkannt. „Da Deutschland", fährt Redner fort, „Forderungen gegen Venezuela hatte, welche den unseren glichen, machte es den Vorschlag, gemeinsame Sache mit uns

Mein Kalender.

[Nachdruck verboten.]

Philippopel, im Februar.

Da hängt es vor mir an der Wand, dies Unikum in der Weltliteratur, der Abreißkalender für den Orient — „à l'usage du Levant", wie es heißt. Ein unscheinbares, kleines Ding, nicht viel größer als meine Handfläche, auf ordinärstem Papier gedruckt — und doch ist jedes seiner 365 Blättchen vollständiger und instruktiver als irgend eines seiner Kameraden draußen, mögen sie nun einem Familien-, Fach-, historisch-geographischen Kalender oder Jahrbuch entrissen sein; denn es lehrt mich eine ganze Reihe von Sachen, weit mehr, als man beim ersten Blick glauben sollte.

Mit seinem Dutzend Abteilungen hat er fast das Aussehen eines großmächtigen Staatswappens. Als „Kleinod" oben in der Mitte schwebt das Wahrzeichen des Verlagsorts, Halbmond und Stern, flankirt rechts und links von den Jahreszahlen und Monatsnamen der türkischen und arabischen Zeitrechnung in der bekannten pittoresken Schnörkelschrift der orientalischen Kalligraphen. Hier beginnt schon die Instruktion. Ich ersehe, daß die Türken das Jahr 1318, die Araber hingegen 1321 schreiben; die Ursache dieses Unterschiedes ist, daß jene ihr bürgerliches oder Finanzjahr jetzt wie wir zu 365 Tagen rechnen, während diese ihre alte kirchliche Zeitrechnung nach Mondjahren beibehalten haben. Nur darin stimmen beide überein, daß sie von der Hidschra, der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina, die bekanntlich als Gründungsjahr des Islam angesehen wird, an zählen. Der Unterschied in der bürgerlichen und kirchlichen Zeitrechnung drückt sich aber auch in den Monatsnamen aus. Die Araber halten noch heute an den zeitgeheiligten Bezeichnungen aus den Zeiten der ersten Khalifen fest, Namen, die teils dem Arabischen teils dem Persischen entstammen, während die Türken für die Bezeichnung ihrer Monate Anleihen nicht nur bei diesen Sprachen, sondern auch beim Lateinischen und dem Hebräischen gemacht haben. So heißt der erste Monat des Jahres Kianuni sani, entstanden aus dem persischen Wort Kianun gleich Ofen und dem arabischen sani (richtiger dhani, wie Ramasan richtig Ramadhan gesprochen wird), was „zweite" bedeutet, das ganze also der „zweite Monat des Ofens", der zweite Wintermonat, wie denn auch logisch der letzte Monat des türkischen Jahres, der dem Dezember entspricht, Kianuni awwell, der „erste Ofenmonat" heißt. Dann sind Vertreter aus dem Lateinischen Mart, Mais, Agostos, aus dem Hebräischen Schabat, Nissan, Temuz u. s. w. Also auch hier zeigt sich wieder, daß die Türken eigentlich gar nichts aus sich selber haben, sondern Sprache, Literatur und Kultur den Völkern entlehnten, mit denen sie in Berührung kamen, ohne einem einzigen ihren Stempel aufgedrückt zu haben.

Um den Vergleich mit einem Wappen aufrechtzuerhalten, kommen wir nun zu den Feldern. Den ersten Platz nimmt das Datum des türkischen Jahres ein. Es entspricht dem griechischen Kalender, zeigt also, daß das bürgerliche, administrative und finanzielle Leben im Reiche der Sultane sich noch heute auf der Grundlage weiterbaut, die diese bei der Zertrümmerung des byzantinischen Kaiserthrones vorfanden, und die, wenn auch Jahrhunderte lang offiziell ignoriert, bei geeigneter Gelegenheit doch wieder hervorgeholt wurde. Das zweite Feld weist das arabische Monatsdatum auf. Der „Herzschild" ist geteilt: oben befindet sich in der Mitte der Wochentag, zu beiden Seiten die Anzahl der Monatstage, die Stunde des Sonnenaufgangs und — wieder echt orientalisch und instruktiv — die Zahl der Tage, die seit dem letzten Frühlings- beziehungsweise Herbstfeste verflossen sind. Die Griechen und nach ihnen die Türken teilten nämlich unbekümmert um die kirchliche oder gesetzliche Jahreseinteilung das Jahr in zwei Hälften, deren eine mit dem Fest des heiligen Georg (23. April a. St.), die andere mit dem des heiligen Dimitri (26. Oktober a. St.) begann; beide Tage werden noch heute von Türken wie Griechen zur unoffiziellen Zeitrechnung verwendet, durch Ausflüge und Festlichkeiten gefeiert und von den Türken mit dem Namen Hidr-eleß und Kassim bezeichnet. Der Kalender zeigt also zum Beispiel am 31. Januar (a. S.) an, daß das der 98. Tag seit Kassim ist. Unten weist der „Herzschild" die für die bulgarischen Bewohner notwendigen Notizen auf.

Den dritten Platz nimmt die griechische, den vierten die europäische Zeitrechnung nach Monat, Datum und Wochentag ein; die Heiligen sind so wenig vergessen wie die Mondphasen und die Stunden des Sonnenauf- und Unterganges, ja mehr noch, die für alles öffentliche Leben im Orient so unerläßliche Kenntnis des Anfanges des türkischen Tages verzeichnet gewissenhaft jedes Blättchen meines Kalenders. Bekanntlich rechnet der Türke seine Stunden nicht von 12 Uhr Mittags, sondern von Sonnenuntergang, das heißt von dem Augenblick, wo die Sonne gänzlich dem Blicke entschwunden ist, also etwa 10 Minuten nach dem astronomischen Zeitpunkt; dieser Augenblick ist für ihn stets 12 Uhr, nach ihm stellt er seine Uhr und richtet sein Tagewerk ein, das daher natürlich im Sommer ausgiebiger ist als im Winter. Da nun alle Behörden, Dampfer und Bahnen (mit Ausnahme der orientalischen) nach dieser täglich wechselnden Zeitbestimmung arbeiten, so ist es für den Europäer unerläßlich, tagtäglich die Minute zu wissen, um welche es 12 Uhr à la turca ist — manche tragen daher auch zwei Chronometer in der Tasche, um das lästige Berechnen zu vermeiden, die Beamten häufig jedoch — gar keinen ...

Das fünfte Feld des Kalenders ist der armenischen, das sechste der israelitischen Zeitrechnung gewidmet — dem ersteren fehlen die speziell armenischen Heiligen ebensowenig wie dem letzteren die jüdischen Feste. Alle Felder sind in der Sprache und den Schriftzeichen der betreffenden Völker oder Religionsgemeinschaften ausgeführt.

Und nun, nachdem ich die Einzelheiten durchgegangen bin — was ersehe ich aus der Gesamtheit des kleinen Blättchens?